

Der wunderschönen Hope Plett, die 1930 in einer beschaulichen Kleinstadt bei Winnipeg in Kanada geboren wird, scheint ein eintöniges, konventionelles Leben bevorzugen. Kirche, Ehe mit einem zuverlässigen Mann, Kinder. Ihr Schicksal liegt ausgebreitet vor ihr – genau wie die modernen Haushaltsgeräte in ihrem neuen Zuhause. Alles, was von ihr erwartet wird, ist, Roy Koop eine gute Ehefrau zu sein. Und Roy liebt Hope sehr. Aber als die Jahrzehnte ins Land gehen, wird Hope von allem überwältigt, was eigentlich als sicher und vorhersehbar galt. Wo in ihrem eigenen Leben – zwischen den Bedürfnissen ihrer vier Kinder, den Erwartungen ihres Mannes und den Ideen ihrer feministischen Freundin Emily – ist Platz für sie selbst? Und wer ist sie überhaupt? Ehefrau? Mutter? Eines will sie ganz bestimmt nicht sein: Eine Frau, deren Leben nie gelebt wurde!

DAVID BERGEN, 1957 im kleinen Fischerort Port Edward, British Columbia, geboren, ist ein preisgekrönter kanadischer Bestsellerautor. Er wurde mit dem Scotiabank Giller Prize ausgezeichnet, für seinen Roman »Rückzug« erhielt er unter anderem den McNally Robinson Book of the Year Award und den Margaret Laurence Award for Fiction. Der Autor lebt heute in Winnipeg, Manitoba.

DAVID BERGEN

GESTERN
und
HEUTE
und
MORGEN

Roman

*Aus dem Englischen
von Martin Hielscher*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The Age of Hope« bei HarperCollins Publishers Ltd,
Toronto, Ontario, Canada.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2017

Copyright © David Bergen 2012

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © VI_K/Alamy Stock Photo

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

AH · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71528-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Doris

1

Zeit der Unschuld

Hope Plett hätte ihren ersten Freund selbstverständlich geheiratet, wenn er nicht wenige Minuten, nachdem er im Tiefflug über ihr Haus gerauscht war, abgestürzt und ums Leben gekommen wäre. Als die kleine Maschine über sie hinwegflog, streckte sich eine Hand aus dem Cockpit-Fenster, und Hope schrie: »Hallo, Jimmy.« Obwohl Jimmy Kaas sie nicht hören konnte und obwohl sie das auch wusste, hatte sie das Gefühl, dass sie etwas sagen sollte, denn mit dieser Flugeinlage hatte er schließlich einen ziemlichen Aufwand betrieben.

Das Flugzeug schraubte sich steil nach oben und verschwand dann Richtung Golfplatz. Sie erfuhr, dass er abgestürzt war, als er auf dem Rasen der Landebahn hatte aufsetzen und wieder durchstarten wollen. Seine Familie, eine kleine norwegische Enklave in einem Meer von Wiedertäufern, verließ kurz nach seinem Tod die Stadt.

Manchmal dachte sie noch an Jimmy, allerdings ohne sehr viel dabei zu fühlen. Nach seinem Tod hatte sie einen Tag lang durchgeweint, auch bei seiner Beerdigung hatte sie geweint und anschließend hatte sie einen Monat lang das Gefühl gehabt, es habe ihr das Herz gebrochen. Aber dann beruhigte sie sich wieder und begann seinen Tod als etwas zu sehen, das *ihm* widerfahren war und nicht ihr. Jahre später, als sie

schon Kinder hatte, wurde der Tod ihres ersten Freundes zu einer interessanten Geschichte, einer Geschichte über eine Romanze, die viel zu früh zu Ende gegangen war. Sie betonte gern den tragischen Aspekt dieses Augenblicks: ein junges Leben, das ausgelöscht wird, ihr gebrochenes Herz, Jimmys kantiges Kinn und seine lässige Eleganz, die Schals, die er trug. Und jedes Mal kam sie beim Erzählen an einen Punkt, wo sie ungeniert wurde, beinahe gleichgültig. »Jimmy war sowieso viel zu arrogant. Er kam aus einer reichen Familie und meinte, auf alles ein Anrecht zu haben. Die Beziehung hätte bestimmt nicht funktioniert.« In ihrer Stimme lag ein etwas abfälliger Unterton, als wollte sie andeuten, dass er ohnehin nicht gut genug für sie gewesen wäre. Die schlichte Tatsache war, dass ihr Leben ein einfaches Leben war, voller Armut und Stolz.

Es war das Jahr 1948. Sie lebte in einer Kleinstadt namens Eden, Manitoba, mitten in Kanada, fünfzig Meilen von der Grenze zu den Vereinigten Staaten entfernt. Sie war das einzige Kind von Grace und Ernie Plett. Grace war eine schmale Frau schottischer Herkunft aus Kenora, Ontario, die seit 1929 als Grundschullehrerin in Eden, einer vornehmlich mennonitisch geprägten Stadt, arbeitete. Grace lernte Ernie bei den Tanzabenden kennen, die in einer Halle drei Meilen vor der Stadt samstagsabends abgehalten wurden. Obwohl Ernie aus einer strengen Mennoniten-Familie kam, begeisterte er sich außerordentlich für die Dinge des Fleisches, ein Trinker in einer Stadt der Abstinenzler. Er schenkte Grace seine ganze Aufmerksamkeit, warb mit all seiner Verve und seinem ganzen Witz um sie, und sie heiratete ihn.

Hope wurde 1930 geboren und nicht so wie ihre Freunde erzogen, bei denen man zu Hause Deutsch sprach und sich dauernd auf die Bibel berief, sondern freier. Ihre Eltern gin-

gen weiterhin samstags zum Tanzen, und als Hope klein war, nahmen sie sie mit. Nur ab und zu, vielleicht einmal im Monat, ging sie mit ihrer Mutter zur Kirche. Ihr Vater schlief sich gewöhnlich noch vom vorigen Abend aus, er konnte sowieso nichts mit Religion anfangen. In Eden gab es viele Kirchen, und in der Stadt wurde so argumentiert: je näher bei Gott, desto gesegnet. Der Begriff »gesegnet« hatte, wie Hope herausfand, durchaus auch einen monetären Aspekt. Die reichsten Leute in der Stadt wurden gewöhnlich als die frömmsten angesehen. Missgeschick und Pech sammelten sich um die Häupter der Armen. Um die Häupter ihrer Eltern. Um ihr eigenes. Und doch, schon in einem zarten Alter dachte sie, dass dieses Argument nicht stimmen konnte. Gott, dachte sie, konnte doch nicht so schlicht gestrickt sein. Ihr eigener Vater, der Bäcker war, arbeitete sehr hart. Allerdings trank er auch, verbrachte viel Zeit mit den englischen Bewohnern und ging nicht in die Kirche, aber er arbeitete zehn Stunden am Tag, sechs Tage die Woche und buk Brote, Brötchen und Kuchen, die die Reichen anschließend begeistert kauften. Und wenn sein Lohn nur gering war, dann lag das vielleicht daran, dass Mr Buhler, sein Chef, ihn einfach zu schlecht bezahlte. Ihre Mutter sagte: »Mennoniten tun sich eigentlich schwer damit, auch mal Spaß zu haben, nur dein Vater nicht, der hat zu viel Spaß.«

Hope begriff also sehr früh, dass sie anders war, nicht nur, was den Glauben und den sonstigen Hintergrund betraf, sondern auch, was Besitz und Status anbelangte. Also brachte sie sich selbst bei, zu beobachten und sich anzupassen. Deutsch lernte sie von den Kindern, mit denen sie in ihrem Viertel spielte. Ihre Mutter sprach kein Deutsch: Sie weigerte sich auch ausdrücklich, es zu lernen. Während der

Kriegsjahre wurde sie gebeten, den Spielplatz auf dem Schulgelände zu überwachen und die Schüler davon abzuhalten, die Sprache des Feindes zu sprechen. Als Hope davon hörte, schämte sie sich, für sich selbst, für ihre Mutter und die Kinder, die es nicht besser wussten. Aber vielleicht war Scham auch ein zu starkes Wort. Erniedrigung? Sie konnte sich nicht ganz sicher sein, aber ihr noch junges Leben schwebte am Rande der Erniedrigung, als könnte sie nie gut genug sein, doch als sie älter wurde, entdeckte sie, dass einen ein bisschen Arroganz ziemlich weit bringen konnte.

Als Einzelkind bekam Hope sehr viel Aufmerksamkeit von ihren Eltern, aber verwöhnt war sie eigentlich nicht. Ihre Familie bewohnte ein kleines Haus an der Reimer Avenue zur Miete, sie besaßen kein Auto und sie kauften nur selten neue Kleidung. Die meisten ihrer feineren Sachen gab Frida, eine Kusine zweiten Grades, an sie weiter. Frida wohnte fünfzig Meilen entfernt, in Altona, westlich des Red Rivers. Sie war etwas größer als Hope, und ihre Brust war entwickelter, und so musste Hopes Mutter die Kleider kürzen, die Hosen umnähen und die Oberteile raffen. Obwohl sie nicht allzu viele feine Sachen besaß, sah Hope ziemlich toll aus, und manchmal, bei größeren Familientreffen, betrachtete Frida Hopes Kleidung, staunte und sagte auf Plattdeutsch: »Also, bei mir hat das Kleid nie so klasse ausgesehen, als ich das noch hatte. Sehr hübsch.« Jeder Betrachter hätte gesagt, dass sie sehr schön geworden war. Ihr dunkles Haar war eine Anomalie in einer Stadt voll blonder russischer Deutscher, und ungefähr ab ihrem achtzehnten Lebensjahr fing sie an, es offen zu tragen, sodass es ihr schmales Gesicht rahmte und ihre Augenbrauen und ihr ein wenig schiefes, aber sehr offenes Lächeln betonte.

Sie war nicht eitel, obwohl sie wusste, wie Eitelkeit aussah, und genau deswegen mied sie sie. Sie war aber auch nicht übertrieben bescheiden. Sie konnte stur sein und andere wegen ihrer Albernheit ablehnen, aber die meiste Zeit war sie besonnen und hatte bereits begonnen, den Satz zu gebrauchen, der unweigerlich aufkam, wenn Not oder Unglück eintrat: »Das geht vorüber.«

Als Arnold Dick also bei einer Lagerfeuer-Party der jungen Leute der mennonitischen Brüdergemeinde neben ihr saß und sagte, dass er plane, nach Afrika zu gehen, möglicherweise in den Kongo, und zwar als Missionar, und dass Gott ihm zu erkennen gegeben habe, dass Hope seine Frau werden solle, wusste sie, was sie zu sagen hatte. Sie spürte die Hitze des Feuers an ihren Knien und Knöcheln. Der Rauch stieg nach oben, und ihre Augen brannten und trännten. Arnold, der das bemerkte, dachte, sie sei durch seinen Antrag zu Tränen gerührt, und er streckte gerade seine Hand aus, um ihre zu ergreifen, als sie sagte: »Das ist lächerlich, Arnold. Gott hat zu mir nichts davon gesagt, und solange er das nicht tut, werde ich andere Pläne schmieden. Es tut mir leid. Aber danke, dass du an mich gedacht hast.«

Hopes Mutter hatte das Gefühl, es sei wichtig, dass die Tochter ihren Horizont erweiterte. Sie fuhren in die Stadt, um ins Kino zu gehen und ab und zu auch, um ein Ballett zu sehen. Sie legte Wert auf ein ernsthaftes intellektuelles Streben und glaubte, dass Bücher, Fantasie und klares Denken für ein blühendes Leben notwendig waren. Sie erklärte, dass ein befriedigendes Leben zwei essentieller Dinge bedurfte. Hope war überrascht von der Macht dieses Wortes »essentiell«, als wäre das Leben eine Maschine mit Schrauben und Bolzen. Jedenfalls waren diese beiden essentiellen Dinge:

etwas zu finden, dass man sehr gerne tat, und jemanden zu finden, mit dem man sehr gern seine Zeit verbrachte, weil man mit ihm zusammen sein würde, bis man starb. »Manche von uns finden nur eins von beiden. Einige wenige Glückliche finden beides«, sagte ihre Mutter. Hope fragte sich, ob sie unter den wenigen Glücklichen sein würde.

Als sie neunzehn war, beschloss sie, Krankenschwester zu werden, und begann eine zweijährige Ausbildung am St. Boniface Hospital in Winnipeg, wo sie auch im Wohnheim lebte. Ihre Mitbewohnerin war ein italienischstämmiges Mädchen, Petra, die einen Freund hatte, obwohl es während der zweijährigen Lehrzeit nicht erlaubt war, mit Männern auszugehen oder gar zu heiraten. Petra verstieß oft gegen das Ausgehverbot, kam erst mitten in der Nacht nach Hause und roch dann nach Alkohol und Zigarettenrauch. Hope wachte immer auf, wenn Petra ins Zimmer kam, was Petra auch wusste, und sie begann unmittelbar, schon während sie sich zum Spiegel beugte, um sich abzuschminken, mit einem leisen, äußerst intimen Monolog. Hope war schockiert, sie von Sex reden zu hören. Keine ihrer Schulfreundinnen hatte je so etwas zugegeben. Eines Nachts sagte Petra ganz nüchtern: »Himmel. Dieses ganze Theater mit dem Sex. Ich hab zu Aldo gesagt, er muss ihn rausziehen, aber ich bin mir nicht sicher, ob er schnell genug war. Es ist wirklich anstrengend, dieses ganze Herummachen. Ich würde gern in einem anständigen Bett Sex haben, in meinem eigenen Haus, ohne Angst vor der Oberschwester oder vor Gott oder vor dem Priester. Himmel noch mal.« Sie war eine kleine Frau, mit vollen Brüsten, um die Hope sie sehr beneidete, und jetzt stand sie mitten im Zimmer, nur in Unterwäsche, die Mund-

winkel müde heruntergezogen. Hope beneidete sie auch um ihre Freiheit oder zumindest um den Anschein von Freiheit.

Petra musterte Hope in dem trüben Licht. »Wenn die Jungs *dich* in deiner Uniform sehen könnten, würden sie durchdrehen.« Sie legte ihren Büstenhalter ab und wandte sich ab, und auch Hope drehte ihren Kopf weg. Sie wusste, dass es nicht nur den Jungs so ging. Den älteren Männern auf Station C, den mit den schnellen Händen und dem dreckigen Mundwerk, gefiel Hope auch in ihrer Uniform. Sie brachte sie zum Schweigen, gab ihnen einen Klaps auf die Arme und tat so, als würde sie sie nicht hören. Die Oberschwester, Schwester Andrea, eine ältere Nonne, die diese barsche Art an sich hatte, die immer mit zerstörten Hoffnungen einhergeht, sagte eines Tages zu Hope, dass sie mit ihrem Aussehen aufpassen müsse. »Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind? Wir müssen die Schlange zertreten, bevor sie ihr hässliches Haupt erhebt.« Nach jener Ermahnung begann Hope, ihr Haar noch strenger zurückzukämmen. Sie lächelte nicht mehr so häufig. Sie versuchte, ihre Patienten anzuschmauzen. Es fruchtete nichts. Sie wurde weiterhin begehrt und bewundert.

Eines Herbsttages lernte sie im Wochenend-Cottage von Petras Familie einen jungen Mann namens Anthony kennen, der sie vielleicht einen Monat lang umwarb, ihr im Dunkel seines Wagens sanft den Nacken küsste. Doch Hope fühlte nicht einmal einen Anflug von Leidenschaft. Anthony war ein großer unförmiger Felsbrocken auf der Straße des Lebens, und sie schob ihn sanft beiseite. Um bestimmte Männer herum bekam man nur schwer Luft, und sie dachte allmählich, dass es vielleicht besser wäre, gar nicht zu heiraten.

In ihrem ersten Jahr kam sie für gewöhnlich an den Wo-

chenenden nach Hause. Dann besuchte sie eine der kleineren mennonitischen Kirchen und geriet dabei in eine Sonntagsschulklasse für Erwachsene ihres Alters, die von einem Mann namens Roy Koop geleitet wurde. Roy war vier Jahre älter als sie und war zwei Jahre lang in Flint, Michigan, auf der General Motors School gewesen. Er arbeitete inzwischen in der GM-Vertretung seines Vaters. Er war ein großer, dünner, junger Mann mit spitzen Ellbogen und einem ausgeprägten Kinn. Er hatte blonde, kurz geschnittene Haare, was seine kleinen Ohren noch kleiner erscheinen ließ. Er trug häufig Anzüge. Schließlich verkaufte er Autos und musste daher einen guten Eindruck machen. Die Anzüge, die er trug, waren manchmal dunkelbraun, manchmal dunkelgrau, und sie fragte sich, ob ihre Kleidung erkennbar weniger fein war als seine, obwohl sie Accessoires, wie Seidenschals, Strassschmuck und Gürtel, die sie eng um die Taille schnallte, gut einsetzen konnte. Sie war sich bewusst, dass ihr Körper anziehend und ihr Gesicht äußerst apart war. Sie hatte eine Haut wie die Sahne, die sich oben auf der Milch bildet, bevor sie abgeschöpft wird. Manchmal fragte sie sich auch, ob ihre Schönheit sie oberflächlich erscheinen ließ, auch wenn sie keineswegs dachte, dass sie geistlos sei, sondern sich – im Gegenteil – für eine eher nachdenkliche Frau hielt.

Sie entdeckte, dass sie in Roys Nähe Luft bekam. Er war nicht so albern wie die anderen jüngeren Männer, die sie bisher kennengelernt hatte. Er war rücksichtsvoll, nahm sie wahr und lächelte immer schüchtern, wenn er sie mit einem »Hallo, Hope« begrüßte. Hier war mal ein Mann, der aufmerksam sein konnte. Er kannte sich sehr gut mit Autos aus und konnte die Bauweise und die Marke eines Wagens schon an den Heckleuchten erkennen. Eine ganze Reihe von

Sonntagen lang ging sie immer nach der Kirche zu ihm, und dann standen sie zusammen neben seinem 1949er Chevy, und sie redete. Anfangs redete sie über sich selbst, wobei sie sich kurz fasste und unpräzise war.

Eines Tages hatte sie mal eine Bettpfanne über ihre Schuhe ausgeschüttet. Schwester Andrea, »eine vertrocknete alte Schachtel«, hatte sie volle zehn Minuten lang ausgeschimpft. »Sie will aus mir eine jüngere Version von sich selbst machen. Ich fürchte, das kriegt sie auch noch hin.«

»Eine alte Schachtel? Also, das glaub ich aber nicht.«

Da drehte sie eine kleine Pirouette. Sie trug eine Dior-Kopie, die ihre Mutter ihr genäht hatte. Ein geblühtes Baumwollkleid, leuchtend grün und rosa. Tailliert mit einem breiten schwarzen Gürtel wie ein Streifen Brachland. Darunter sah man ihre Beine, in echten Seidenstrümpfen und hochhackigen Schuhen. Das war ihm natürlich aufgefallen. Sie berührte die Karosserie seines Wagens. »Ein Chevrolet«, sagte sie.

»Der einzige Wagen, den zu fahren sich lohnt.«

»Ist das Ihrer?«

»Jeder Autoverkäufer bekommt einen Wagen. Es ist leichter, sie zu verkaufen, wenn die Kunden sehen, dass man selbst auch einen fährt. Also, er gehört mir nicht.«

»Er ist wunderschön.«

»Möchten Sie eine Tour machen? Kann ich Sie nach Hause fahren?«

Ein Chevy Fleetline mit Fließheck, mit zwei Türen und einer makellosen Innenausstattung. Im Laufe des nächsten Monats, wenn Hope an den Wochenenden nach Hause kam, machten Roy und sie lange Ausflüge aufs Land. Der späte Herbsthimmel hatte eine Farbe wie Zinn, im Radio lief

Crosby, sie zogen eine Staubfahne wie eine Schwanzflosse hinter sich her, und manchmal, wenn ihre Fenster heruntergekurbelt waren, drang der Staub ins Wageninnere und bedeckte es mit einer leichten Schicht. Einmal fuhr Roy an den Straßenrand, stieg aus, ging um den Wagen herum und öffnete die Tür für sie. »Jetzt bist du dran«, sagte er, und dann saß sie hinterm Lenkrad, während er ihr erklärte, wie sie langsam die Kupplung kommen lassen sollte, während sie aufs Gaspedal trat. Der Wagen war groß und unhandlich und er ruckelte, und sie würgte ihn ab und ließ den Motor noch mal an, entschlossen, sich nicht zu blamieren. Drei auf dem Baum. Das war der Begriff, den er für die Gangschaltung benutzte, die sich am Lenkrad befand. Er legte seine Hand auf ihre und zeigte ihr behutsam die richtigen Handgriffe. Und dann fuhren sie, wurden schneller, und sie quiekte leise. Es war der gleiche Laut, den sie mehrere Monate später machte, als er sie das erste Mal küsste. Ein Laut der Freude und der Überraschung, als gäbe es tief in ihrem Innern auch einen Motor, der angeworfen worden war. Manchmal landeten sie nach ihren Touren in der Stadt, wo sie ins Kino oder in ein Restaurant gingen, aber es war im Kokon des Wagens, in diesem abgeschlossenen Raum, wo sie seine feingliedrigen Hände auf dem Lenkrad betrachten konnte und wo er ihr von seinem Traum erzählte, eines Tages sein eigenes Autohaus zu besitzen, wo sie sich am wohlsten mit ihm fühlte.

Eines Samstagnachmittags, an einem überraschend warmen Wochenende spät im November, als sie bei ihren Eltern zu Besuch war, kam er bei ihr in der Reimer Avenue vorbei, wo er ihre Mutter und sie beim Nachmittagstee in der Küche überraschte. Sie trug ein dunkelblaues Kleid, das sich an ihre Hüften und Beine schmiegte, knapp übers Knie fiel

und so ihre Waden betonte, wobei Roy nur einen Blick auf ihre Beine warf und dann wieder wegschaute. Sie bot ihm einen Platz am Tisch neben ihrer Mutter an, wobei ihr bewusst war, wie schäbig das Haus und die Möbel wirkten. Sie fragte sich einen Moment lang, ob sie sich eigentlich für ihre Herkunft schämte, und dann setzte ihre Sturheit ein, und sie dachte, Roy sollte wissen und verstehen, mit wem er es zu tun hatte. Sie sagte: »Wir haben gerade von dir gesprochen, darüber, wie sehr du Autos magst. Ich sagte, du sprichst über sie, als wären es menschliche Wesen. Wir haben nicht mal ein Auto, weißt du.« Sie lächelte und kniff die Augen zusammen, um ihm zu zeigen, dass sie bloß Spaß machte.

»Vielleicht liebe ich sie ja viel zu sehr?«, fragte er. Er dachte, er sollte der Mutter mehr Aufmerksamkeit schenken, das war ein Gebot der Höflichkeit, und er hatte sich ihr zunächst auch gewidmet und Small Talk gemacht, aber nun war der Moment gekommen, um sich Hope einmal richtig anzusehen. Ihre Augen, ein Graublau an der Schwelle zum Grün, konnten einen verrückt machen, und auch ihre Nase wollte er lieber nicht allzu direkt anschauen: Sie war zart und doch kräftig, aber nicht zu sehr, sie war aber auch nicht zu krumm, auch wenn sie ein wenig gebogen war. Mit anderen Worten, in Roys Augen war sie einfach perfekt. Was die restlichen fünfzig Kilo ihres Körpers anbelangte, so war er zu respektvoll, um sich all die Einzelheiten auch nur vorzustellen, und so schüttelte er bloß den Kopf, als wolle er andeuten, wie verrückt sie ihn mache, und hielt seinen Hut im Schoß. Es waren die Zeiten, in denen Männer noch Hüte trugen, und Roy hatte eine ganze Sammlung, mindestens fünf, und er trug sie abwechselnd, mal den grauen und dann den braunen, den weichen Filzhut mit der etwas breiteren Krempe

und dann den schnittigen schwarzen mit dem dunkelgrauen Hutband. Sie mochte Roys Hüte, obwohl sie sich nicht sicher war, ob sie sie mochte, weil sie so markant waren oder weil sie schon an den Augenblick dachte, in dem er sie absetzen würde und sein blondes Haar zum Vorschein käme, als wäre das eine Einladung, seine Haare zu berühren, was sie allerdings erst völlig unbefangen würde tun können, wenn sie schon verlobt wären und heiraten würden.

An diesem Samstag sagte Roy, er wolle zu einer Farm in der Nähe von Giroux fahren, um ein Fahrzeug wieder in Besitz zu nehmen, und er frage sich gerade, ob sie nicht vielleicht Lust hätte, ihn zu begleiten.

»Hätte ich«, sagte sie und fragte, ob sie etwas anderes anziehen sollte. »Kann das gefährlich werden?«

»Nein, was du anhast, ist völlig in Ordnung, die Sache ist nicht gefährlich.«

»Aber du nimmst doch einem Mann einen Wagen wieder weg, der ihn nicht rausrücken will.«

»Das ist eigentlich ein Halbtonner, und die Frau hat mich angerufen, dass ich ihn wieder abholen soll.«

Er fuhr den Abschleppwagen des Autohauses, legte für Hope eine Decke auf den Beifahrersitz und sagte ihr, sie solle wegen Öl und Dreck aufpassen, und dann half er ihr beim Einsteigen. Zwischen ihnen befand sich der Schaltknüppel, und Roy legte beim Fahren die rechte Hand auf den Knauf. Seine Finger waren wohlgeformt, und seine Nägel schienen manikürt zu sein. Sie waren sehr sauber für einen Mann, der in einer Autowerkstatt arbeitete, obwohl sie wusste, dass er Autos verkaufte und seine Zeit nicht in Overalls verbrachte und nicht unter die Autos kroch. Die Sehnen in seiner Hand bewegten sich jedes Mal, wenn er schaltete. Sie dachte, er

würde vielleicht merken, wie sie ihn anstarrte, und so wandte sie sich ab, um aus dem Fenster zu sehen.

Er sagte, dass der Halbtonner, den sie wieder in Besitz nahmen, einem Bauern gehörte, der seit einem Jahr die Raten nicht mehr bezahlt hatte. »Wir haben letzten Monat versucht, ihn wieder abzuholen, und er hat uns von seinem Land vertrieben. Er hatte wirklich ein Gewehr in der Hand, richtete es auf uns und wedelte damit herum. Aber geschossen hat er nicht.«

»Und heute? Wird es anders laufen?« Sie hatte sich überhaupt nicht vorgestellt, dass Roys Leben in irgendeiner Weise mit Gewalt zu tun haben könnte. Sie verspürte eine seltsame Erregung.

»Seine Frau ist in der Werkstatt vorbeigekommen und hat uns erzählt, dass er heute nicht da wäre. Wir könnten kommen und ihn abholen. Das hat sie jedenfalls gesagt. ›Kommen Sie und holen Sie ihn ab.‹ Sie hegt irgendeinen Groll gegen ihn.«

Der Bauernhof war heruntergekommen, schöner konnte man das nicht umschreiben. Das Haus war baufällig, und als die Frau mit einer Schar von Kindern, die sich zusammen mit mehreren Hühnern, einem Hund und drei Katzen an sie drängten, auf dem Hof auftauchte, wirkte sie so verwaorlost wie die Gebäude auf dem Hof. Sie mochte vielleicht dreißig Jahre alt sein, sah aber aus wie über vierzig. Es schockierte Hope, wie verbraucht und erschöpft sie aussah, ein Beleg für eine Heirat, die gleichzeitig Kinder und Armut produzierte und außerdem noch die Verwirrung darüber, was eigentlich zuerst da war. Es wurde viel Aufhebens darum gemacht, den Abschleppwagen rückwärts an den Halbtonner heranzufahren. Hope stand abseits in ihren hochhackigen Schuhen, sie

trug einen dunklen Caban, mit Ärmeln, die verlängert worden waren und auf denen man die Falte vom ursprünglichen Aufschlag noch sehen konnte. Die Bäume im Hof waren beinahe kahl, der Wind kam in Böen, fegte die Blätter hoch und wirbelte sie herum. Eine der Katzen rannte unter die Karosserie des Pick-ups und kauerte sich dann wie zum Protest darunter. Der älteste Sohn, noch keine zehn Jahre alt und in Hosen, die ihm viel zu kurz waren, stand mit geballten Fäusten da. Er schrie: »Dafür werden Sie bezahlen.«

Die Mutter schlug ihm mit der offenen Hand ins Gesicht. »Halt deinen Mund«, sagte sie.

Der Junge sah Hope an, Scham und Hass auf seinem Gesicht, so intensiv, dass Hope seinem Blick nicht standhalten konnte. Roy hatte den Schlag gesehen und die Worte gehört, sagte aber nichts. Er winkte ihr zum Zeichen, dass sie in den Abschleppwagen klettern solle, und dann fuhren sie wieder los, steuerten durch die schmale Einfahrt und an eingesunkenen Getreidespeichern vorbei. Hope drehte sich um, um zurückzublicken, und sah, wie die Mutter sich vorbeugte und den älteren Sohn an den Schultern packte und dann noch einmal zum Schlag ausholte. Roy sagte: »Ach. Ich hätte ihnen den Wagen nie verkaufen sollen.«

»Das stimmt. Warum hast du es dann getan? Hast du diesen Jungen gesehen?«

»Ja, das habe ich. Er wird viel zu schnell erwachsen.«

Das war eine merkwürdige Aussage von Roy, und sie fragte sich, ob sein Herz nicht größer war, als er zu erkennen gab. Nicht, dass er voller Prahlerei und männlichem Gedröhne gewesen wäre. Das war er nicht. Er konnte überraschend weich sein.

Die Sache war – doch das begriff sie erst viel später, nachdem sie schon unzählige Wochenenden mit Roy verbracht hatte, er holte sie ab, wenn sie frei hatte, und sie verbrachten den ganzen Tag damit, durch die Gegend zu fahren, ihre intimsten Gedanken miteinander zu teilen, darüber zu reden, was sie vom Leben wollten, und fuhren zum Hot-Dog-Essen nach Lockport –, die Sache war, dass er nie nach Alkohol roch. Den Geruch kannte sie von ihrem Vater. Ein süßlich bitterer Geruch, manchmal minzig, öfter sauer, ein Geruch, den man nicht so sehr roch, wenn der Betreffende atmete, sondern eher, wenn er vorüberging, so als würden die Poren die Geheimnisse eines heimlichen Trinkers verraten. Nicht so Roy. Niemals. Als sie ihn danach fragte, sagte er, dass er nichts gegen Alkohol habe, aber dass er ihm einfach nur nicht schmecke.

Sie begann sich nach seiner Gesellschaft zu sehnen. Ihre Gedanken kehrten permanent zu ihm zurück, und sie begann, im Krankenhaus Fehler zu machen, Irrtümer, die für die Patienten nicht lebensbedrohlich waren, aber kleine Fehler, die sich häuften. Schwester Andrea trieb sie eines Nachmittags in die Enge und fragte, während sie mit dem Finger drohte: »Ist es ein Mann, Hope Plett? Jedes Jahr denken ein oder zwei Mädchen, dass sie etwas ganz Besonderes sind, die Einzigen, die je die Liebe erlebt haben, und dann laufen sie einfach blind davon und folgen ihren animalischen Instinkten. Sie sind eine Krankenschwester, kein Flittchen. Was wollen Sie eigentlich?«

Ja in der Tat, was wollte sie? Sie sagte Roy, dass sie ihn eine Weile nicht treffen könne. Sie müsse sich auf ihre Ausbildung konzentrieren.

»Machst du Schluss mit mir?«, fragte Roy.

»Oh, nein. Nein.« Sie hielt inne. »Wenn du warten kannst. Gib mir etwas Zeit.«

»Wie viel Zeit?«

Sie hatte gerade einmal die Hälfte des ersten Jahres einer zweijährigen Ausbildung hinter sich und sie konnte sich nicht vorstellen, dass er achtzehn Monate warten würde.

»Bis Weihnachten. Dann habe ich zwei Wochen Ferien. Ich bin dann zu Hause. Schwester Andrea hasst mich. Ich muss sie zumindest dazu bringen, dass sie mich respektiert.« Sie dachte, dass er, wenn er sie liebe, einverstanden wäre. Jedoch wusste sie selbst noch nicht, ob sie ihn liebte.

»Schwester Andrea, die alte Schachtel?«

»Ja.«

»Okay. Aber an Weihnachten möchte ich, dass du meine Familie kennenlernst.«

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn auf die Wange. Sie standen draußen vor dem Wohnheim von St. Boniface. Der Wind war kalt, der Himmel versprach Schnee und dennoch war sein Gesicht warm. »Ich schreibe dir jeden Tag einen Brief.«

Während der kommenden Wochen sehnte sie sich nach ihm, danach, mit ihm von Angesicht zu Angesicht sprechen zu können, aber sie ignorierte ihre Gefühle und konzentrierte sich darauf, eine gute Krankenschwester zu sein und lernte bis spätabends. Danach ließ sie dann ihre Gedanken in die Briefe einfließen, die sie ihm schrieb, in dem Bewusstsein, dass das geschriebene Wort ihr gestattete, mutiger zu sein. Als sie das erste Mal schrieb, »Ich liebe dich, Roy«, starrte sie die Worte an und überlegte eine Weile, den Brief zu zerreißen und noch einmal von vorn anzufangen, aber dann fügte sie am Ende des Satzes noch ein »Das tue

ich wirklich« hinzu, faltete den Brief zusammen und steckte ihn in einen Umschlag. Am nächsten Tag schickte sie ihn ab. Roy schrieb nicht so eloquent zurück wie sie, und sie wartete im Gegenzug auf sein eigenes Geständnis. Aber diese Worte schrieb er leider nicht. Stattdessen sprach er in einem der seltenen Briefe, die sie von ihm erhielt, von seiner Arbeit, den Autos, die er verkauft hatte, und den neuen Modellen, die im Frühling im Ausstellungsraum stehen würden. Das Styleline-Deluxe-Cabrio besaß Ledersitze und ein Zweigang-Automatikgetriebe. Das Dach öffnete und schloss sich automatisch. »Eine Schönheit«, schrieb er. »An Weihnachten mache ich eine Tour mit dir. Mit geschlossenem Verdeck natürlich.« Sie war enttäuscht, dass er nicht aus der Deckung kam und ihr sagte, dass er sie auch liebe, oder wenigstens, dass er sie vermisse.

Und dann verkündete Petra eines Morgens, dass sie übers Wochenende geheiratet hatte. Sie griff in ihre Handtasche und holte einen Ring heraus, schob ihn sich auf den Finger und hielt ihn ihr hin.

»Aber wie?«, sagte Hope.

»Ach, Hope, du bist doch hoffnungslos. Das ist doch ganz einfach.« Petras schwarze Augen schienen in eine Zukunft zu blicken, die grenzenlos war. »Ich höre auf. An Weihnachten. Aldo hat einen guten Job als Klempnerlehrling, er hat gerade ein Haus gekauft, und ich glaube, er würde bestimmt nicht auf mich warten. Er ist eine gute Partie.«

»Aber wenn er dich liebt, warum sollte er dann nicht auf dich warten?«

»Jetzt muss er nicht mehr warten, oder?«

»Machst du dir denn keine Gedanken? Dass du vielleicht etwas wegwirfst? Oder was die Leute sagen werden?«

Petra machte sich darüber überhaupt keine Gedanken, und Hope wünschte, sie hätte etwas von der Unbekümmertheit ihrer Zimmergenossin, ihrer Nach-mir-die-Sintflut-Einstellung.

Hope schrieb an Roy, um ihm zu berichten, dass ihre Zimmergenossin plötzlich geheiratet hatte. »Sie hat sich Sorgen gemacht, dass er nicht auf sie warten würde. Unüberlegt, oder was meinst du? Und nicht sehr vertrauensvoll.« Dennoch fragte sie sich, ob es Mädchen in Eden gab, bei denen Roy weiche Knie bekam und die ihn schwach machten. Sie wollte sagen: »Bitte sag mir, dass es nicht so ist«, aber das tat sie nicht, weil das bloß verzweifelt wirken würde. Stattdessen schrieb sie, dass sie am Sonntagmorgen, wenn sie um sechs Uhr erwachte, an ihrem Fenster stand, von dem aus man auf die Straße sah, und glückliche Erinnerungen daran hegte, wie sein Wagen am Kantstein gehalten hatte. »Ich frage mich, ob das, was ich möchte, und das, was ich vom Leben erwarte, das Gleiche ist. Manchmal wache ich nachts aus tiefem Schlaf auf, und alles ist dunkel. Und mir wird bewusst, dass ich allein bin. Ich meine das ganz ernst. Selbst wenn wir von anderen umgeben sind, und es gibt Gelächter und Essen und Gespräche, lassen wir die anderen dann wissen, wer wir sind? Oh Himmel, du findest meine Gedanken wahrscheinlich beunruhigend. Aber es geht mir gut. Ich arbeite hart. Ich freue mich auf Weihnachten.«

Manchmal überquerte sie samstagnachmittags, nachdem sie ein paar Sachen von Hand gewaschen und ihre Uniform gebügelt hatte, den Fluss und lief von St. Boniface in die Innenstadt von Winnipeg und ging zu Eaton's and the Bay, wo sie durch die Abteilungen mit der Damenbekleidung schlen-

derte und die Kleider und Schuhe bestaunte, die zum Kauf angeboten wurden. Sie fand es wunderbar, den Stoff eines ganz bestimmten Kleides zu berühren, es sich vorzuhalten und sich im Spiegel zu mustern. Es gab Zeiten, in denen sie sich vorstellte, genug Geld zu haben, um dieses Kleid und ein bestimmtes Paar Schuhe zu kaufen, schwarz mit braunen Biesen. Das Kleid, auf das sie ein Auge geworfen hatte, war ein korallenrotes Seidentaft-Kleid. Es war vollkommen unerschwinglich für sie, aber sie kehrte immer wieder zu ihm zurück, bewunderte und befühlte es, und eines Tages probierte sie es einfach an. Die Ärmel waren zu kurz und gerüscht, und der Ausschnitt war ein bisschen tief, wenn auch noch im Rahmen. Der Saum lag knapp unter dem Knie und betonte ihre bloßen Waden. Sie trat aus der Umkleidekabine und betrachtete sich. Die Verkäuferin stand hinter ihr.

»Es ist einfach perfekt«, sagte die Verkäuferin.

Hope, die sich seitwärts drehte, um ihr Profil zu mustern, sagte: »Ich sehe flach darin aus.«

»Nein, nein. Das kriegen wir hin, kein Problem. Ich hab genau das Richtige dafür.« Und sie eilte davon und kehrte mit einem Maidenform-BH zurück und sagte Hope, sie solle ihn anprobieren. »Sie werden staunen, was der ausmacht.«

Hope fand die Wirkung wunderbar, aber sie fragte sich, ob sie sich so nicht selbst und besonders Roy betrog. Sie blies die Backen auf und warf den Kopf zurück. Sie erkannte sich wahrhaftig nicht wieder, und das gefiel ihr irgendwie.

Am nächsten Samstag kam ihre Kusine Frida aus Altona und traf sich mit ihr im Bay. Hope probierte für sie das Kleid an.

»Schön, sehr schön«, sagte Frida auf Plattdeutsch. Sie ließ einen Pfiff hören. »Deine Brüste sind größer.«

Hope kicherte. »Ich weiß.«

Hope hatte Frida von Roy erzählt und dass sie seine Familie an Weihnachten kennenlernen würde.

Da sagte Frida: »Wenn er dich so sehen würde! Menschenkind, er würde dich auf der Stelle heiraten!«

»Ach, hör schon auf!« Hope zeigte Frida das Preisschild. Sie zuckte mit den Schultern und kehrte zur Umkleide zurück.

Eine Woche später bekam sie ein Päckchen in ihr Zimmer im Wohnheim. Darin lagen das Kleid und der BH. Auf einem Zettel, der dabei lag, stand: »Fröhliche Weihnachten, Hope. Und jetzt hau ihn um!«

Auf der Stelle rief sie Frida an. »Das kannst du dir nicht leisten, Frida«, sagte sie. »Ich werde das zurückgeben.«

»Das wirst du auf gar keinen Fall tun. Du kannst ein Geschenk auch gar nicht zurückgeben.«

»Aber Frida, das ist viel zu großzügig. Was soll ich dir denn bloß kaufen?«

»Wenn du Roy heiratest, dann kannst du mir ja ein Auto besorgen.« Sie lachte auf ihre typische Art, ein bisschen schnaubend.

»Das ist der Wahnsinn, Frida. Du bist wahnsinnig.«

»Ja, die wahnsinnige Frida.«

Am ersten Weihnachtstag ging sie zum Truthahn-Essen zu Roy. Sie trug das Kleid, hatte sich das Haar hochgesteckt und ließ dabei ein paar Strähnen wie zufällig heraushängen. Dazu trug sie ein Paar Perlenohrringe ihrer Mutter und einen hellrosa Lippenstift, der zum Kleid passte. Ihre cremefarbenen Handschuhe reichten ihr bis zum Ellenbogen. Als Roy sie erblickte, neigte er den Kopf und sagte: »Wow.« Als er ihr

in den abgetragenen Automantel half, streiften seine Hände ihre Arme und Schultern. Er flüsterte: »Du bist wunderschön.«

»Danke«, sagte sie. Sie hatte eine Schachtel mit Pfefferminzschokolade mitgebracht, die einiges gekostet hatte. Als sie sie Mrs Koop überreichte, schien sie dem Mitbringsel kaum Beachtung zu schenken. Die Schachtel wurde auf einem Beistelltisch in der Diele abgestellt und dann vergessen. Mrs Koop war angenehm gelassen, bis Hope am Esstisch ein paar Worte Plattdeutsch sprach und Roys Mutter überrascht den Kopf hob. Roys Vater Ernest Koop, kahlköpfig und geschwätzig, saß am Kopfende. Roy hatte ihr schon von ihm erzählt. Er stammte aus einer Familie von sechs Brüdern, die ständig miteinander konkurrierten. Sie waren alle auf die ein oder andere Weise Geschäftsmänner. Sie waren rüpelhaft und aggressiv, und als sie aufwuchsen, hatte es unter ihnen dauernd Handgreiflichkeiten und Chaos im Elternhaus gegeben. Ihre inzwischen verstorbene Mutter hatte ihre Söhne zumeist schweigend ertragen, unterbrochen von gelegentlichen, völlig nutzlosen Ausbrüchen.

Roys älterer Bruder Harold saß mit ihnen am Tisch. Während des Krieges war er drei Jahre lang als Heckenschütze in Indien stationiert gewesen, was gegen die Ansichten der meisten jungen Mennoniten-Männer in Eden verstieß, die Kriegsdienstverweigerer waren. Dann war er wieder nach Hause zurückgekehrt und hatte im Ersatzteillager des Autohauses zu arbeiten begonnen. Er redete nie über sich und die Kriegszeit erwähnte er schon gar nicht. Er hatte nicht das stille Selbstvertrauen des guten Autoverkäufers, wie Roy es besaß. Dann gab es noch eine Schwester, Berta. Sie war ein Jahr jünger als Roy, wirkte aber älter. Verdrießlich und

matronenhaft saß sie da, in ein langes graues Kleid gehüllt, das ihre Weiblichkeit verbarg. Sie ähnelte ihrer Mutter. Sie waren zwei grimmige Frauen, die den Eingang zu Roys Herz bewachten.

Mr Koop erwähnte Hopes Mutter, während er sich noch etwas Truthahn und Punsch nahm, eine gehaltvolle Füllung mit Rosinen.

»Sie war Harolds Lehrerin. Nicht wahr, Harold?«

Harold nickte.

Mr Koop sagte: »Sehr anspruchsvoll und gebildet, Ihre Mutter. Jedes Mal, wenn ich mit ihr spreche, habe ich die Vorstellung, dass wir plötzlich King's English sprechen oder dass ich über Shakespeare geprüft werde. Sie trägt Hüte, immer in einer anderen Farbe und Form.«

Berta sah abrupt zu ihrem Vater auf, als hätte sie irgend etwas überrascht.

»Denken Sie das auch von mir? Dass ich Sie prüfen will?«

Hope war klar, dass das eine ziemlich direkte Frage war und dass sie sich, indem sie sie stellte, von Berta und Mrs Koop absetzte, aber das war ihr egal. Sie hatte schnell begriffen, dass Roy das Lieblingskind war und dass ihr das einen Vorteil verschaffte, besonders bei Mr Koop, der lachte und sagte: »Oh tun Sie das nicht. Ich bin schon mit elf von der Schule abgegangen.«

Berta sagte: »Bildung kann Leute zur Prahlerei verleiten. Wie Pfauen.«

»Berta. Hol das Brot.« Das war Mrs Koop, die geschäftig Essen herbeischaffte und Punsch nachfüllte und herum-schnaufte, ihr dröges Kleid tauchte mal hier, mal da auf.

Hope fragte sich, wie oft Mr und Mrs Koop wohl intim miteinander waren. Sie schob den Gedanken weg.

»Aber trotzdem geht nichts übers College, oder?«, fuhr Mr Koop fort. »Roy ist zwei Jahre aufs Flint gegangen.«

»Das ist doch nicht das Gleiche«, sagte Roy.

»Doch, doch«, sagte Hope. Sie berührte ihn am Arm. Sie hatte während des ganzen Essens gespürt, dass er neben ihr saß und doch weit weg war, und jetzt wollte sie ihn für sich reklamieren. Sie ließ ihre Hand auf seinem Hemdsärmel liegen. »Du hast sieben Stunden am Tag Physik und Chemie gelernt. Und Buchhaltung.«

»Er hat lauter Einsen bekommen«, sagte Berta, die wieder am Tisch war und Hope anscheinend wissen lassen wollte, dass ihr Bruder sehr intelligent war.

»Ich weiß.« Hope lächelte Berta an. »Er ist sehr klug.«

»Also, mich freut's, dass mein Junge eine Krankenschwester heiratet.« Roys Vater hielt sich eine Hand an die Brust. »Die Koop-Pumpe ist eher schwach. Genetisch vorbelastet. Wir brauchen Sie.«

Sie senkte den Kopf und wartete darauf, dass Roy alles klarstellte. Aber es war Mrs Koop, die sagte: »Was redest du denn da, Ernie? Sie ist bloß Roys *Freundin*. Sie haben ohnehin jede Menge Zeit. Eine Heirat ist was Schönes, kostet aber auch eine Menge.«

Später an jenem Abend, als Roy sie nach Hause brachte, sagte sie: »Deine Mutter mag keine Schokolade.«

»Oh doch. Das ist eine ganz Süße. Und Berta auch. Wahrscheinlich nehmen sie sich die Schachtel genau in diesem Moment vor.«

»Sie mögen mich nicht. Sie haben fast nichts zu mir gesagt, und wenn sie es mal taten, war ich gleich ein Pfau.«

»Ach, ignoriere Berta einfach. Sie ist überbehütend, wie meine Mutter.«

»Und werden sie dich immer noch behüten wollen, wenn wir erst verheiratet sind?«

Kaum ausgesprochen, hätte sie es am liebsten sofort wieder zurückgenommen. Das war so direkt, so sehr das Gegenteil ihres sonstigen, vorsichtigen Vorgehens, dass sie geradezu erstarrt war. »Ach du lieber Himmel«, sagte sie.

Aber Roy war weder überrascht noch irritiert. »Ich mag das, wenn du so redest.«

»Und es erschreckt dich nicht?«

»Hah. Dazu braucht es schon ein bisschen mehr.«

»Es ist halt nicht so schrecklich romantisch. Ich habe das Gefühl, als wäre alles umgekehrt. Als wäre ich der Mann.«

»Na gut. Willst du denn?«, sagte er. »Mich heiraten?«

»Ja. Würde ich. Will ich. Ja.«

Und wenn wir erst verheiratet sind. So ein einfacher Satz, der alle möglichen Türen öffnete und dafür andere schloss. Sie musste diese Worte gesagt haben wollen, musste sich gewünscht haben, sie zu hören, sie in ihrem Mund zu spüren. Am nächsten Tag erklärte sie ihrer Mutter, dass Roy etabliert war und dass sie wusste, dass sie Kinder haben wolle, und was würde es bringen, die Schwesternschule zu beenden, wenn sie nie als Schwester arbeiten würde?

»Na ja«, sagte ihre Mutter, »er könnte sterben oder er könnte dich wegen einer anderen verlassen und was dann? Du wärst wieder arm.«

»Er würde mich nicht verlassen. Er ist ein zu guter Mann.«

»Im Moment ist er gut, das denkst du jedenfalls. Und vielleicht hast du ja recht.« Es stand ihr nicht zu, das Leben ihrer Tochter zu lenken. »Wenn es das ist, was du willst.«

Hope erzählte Roy, dass sie das Jahr noch zu Ende bringen wolle, als würde das sowohl ihr als auch ihm etwas beweisen.

»Es käme mir nicht richtig vor, jetzt abzuhaufen. Wir können ja dann im Sommer heiraten.«

Er war einverstanden, aber nicht glücklich damit. Dies bedeutete, dass sie bis zum Sommer keinen Sex hätten, und er freute sich so auf den Sex mit Hope. Sie küsste großartig. Sie hatten sich das erste Mal an jenem Abend nach dem Essen bei seinen Eltern geküsst, und mit jedem Kuss wollte er sich tiefer eingraben, ihr die Verpackung vom Leib reißen. Aber er wusste, dass es Sex erst nach der Hochzeit gab, und daher würden sie also warten müssen.

In dem Sommer vor der Hochzeit arbeitete Hope in der Telefonzentrale in Eden. Sie trug Kopfhörer und hörte Gespräche mit, die sie eigentlich nicht hätte belauschen sollen, eigentlich hätte sie sofort aus der Leitung gehen müssen, aber es gab Augenblicke, in denen ein bestimmter Tonfall oder die sinnlich-heiße Antwort einer Frau sie ein bisschen länger zuhören ließ als nötig. So fand sie heraus, dass Mrs Cornie Dueck eine unglaubliche Klatschtante war. Und dass Ed Wiens, der im ganzen südlichen Manitoba eine Drogeriekette besaß, wahrscheinlich eine Affäre mit seiner Sekretärin Leona hatte. Ed führte oft Ferngespräche mit ihr, wenn er unterwegs war. Hope stellte ihn durch und hörte Leonas Stimme, die das Gespräch annahm, und einmal hörte sie, bevor sie aus der Leitung ging, wie Ed sagte: »Mein Schatz.« Es ließ ihren Atem schneller gehen, und gleichzeitig war ihr ein bisschen schlecht. Sie mochte die Macht, das alles zu wissen, gar nicht. Roy rief sie auch gern mal an. Er wählte die »0«, und wenn sie antwortete, sagte er: »Hallo, Vermittlung, ich wollte bloß mal deine Stimme hören.« Und dann redeten sie, manchmal ziemlich lange, obwohl sie ihn immer wie-

der aus der Leitung schmeißen musste und dann wieder mit ihm weitersprach, sodass ihre Gespräche elliptisch und unzusammenhängend waren. Eines Abends rief er sie an und sagte, dass er am nächsten Morgen nach Fort Frances fahren würde, bloß für den Tag. Er musste ein paar Ersatzteile ausliefern. Ob sie vielleicht Lust hätte mitzukommen?

Sie sagte vielleicht. Sie hatte den Tag frei und war noch nie in Fort Frances gewesen.

»Wir nehmen die Strecke durch die USA, obwohl es kein großer Unterschied ist. Aber immerhin kannst du dann sagen, dass du mal in Minnesota warst.«

Später, nach dem Ausflug, wurde ihr klar, dass es ein ziemliches Risiko gewesen war, mit Roy mitzufahren. Sie verbrachten zwei romantische Tage miteinander, aber es hätte genauso gut zum Ende ihrer Beziehung führen können, wenn Roy ein anderer Mann gewesen wäre. Aber das war er eben nicht – er war Roy. Es war ein heißer Tag, Ende Juli, und bestimmte Getreidesorten waren reif, und so ernteten die Bauern die Felder ab. Während sie fuhren, deutete Hope auf die Bauernhöfe, auf grasende Pferde und die weißen Wolken hoch oben am Himmel. »Die sehen wie Schafe aus«, sagte sie. Roy genoss ihre Neugierde und die Aufmerksamkeit, die sie für kleine Dinge hegte, und die Aufmerksamkeit, die sie für ihn hegte. Sie hielt seine Hand. Streichelte ihm die Wange. Schob ihm den Hut zurecht, nahm ihn dann ab und setzte ihn sich übermütig selbst auf. Sie machten für Hühnchen-Sandwichs und Pilzsuppe einen Stopp in Baudette, auf der amerikanischen Seite. Als die Kellnerin, ein sehr hübsches Mädchen, das wie Marilyn Monroe aussah, ihnen das Essen brachte, stellte sie es ihnen hin, trat dann einen Schritt



David Bergen

Gestern und heute und morgen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71528-2

btb

Erscheinungstermin: Juli 2017

Der wunderschönen Hope Plett, die 1930 in einer beschaulichen Kleinstadt bei Winnipeg in Kanada geboren wird, scheint ein eintöniges, konventionelles Leben bevorzugen. Kirche, Ehe mit einem zuverlässigen Mann, Kinder. Ihr Schicksal liegt ausgebreitet vor ihr – genau wie die modernen Haushaltsgeräte in ihrem neuen Zuhause. Alles, was von ihr erwartet wird, ist Roy Koop eine gute Ehefrau zu sein. Und Roy liebt Hope sehr. Aber als die Jahrzehnte ins Land gehen, wird Hope von allem überwältigt, was eigentlich als sicher und vorhersehbar galt. Wo in ihrem eigenen Leben – zwischen den Bedürfnissen ihrer vier Kinder, den Erwartungen ihres Mannes und den Ideen ihrer feministischen Freundin Emily – ist Platz für sie selbst? Und wer ist sie überhaupt? Ehefrau? Mutter? Eines will sie ganz bestimmt nicht sein: Eine Frau, deren Leben nie gelebt wurde!



[Der Titel im Katalog](#)